

Die Bibliothek der guten Jahrgänge

Mein Vorfahre Abraham
Wyseier zog 1662 vom
Berner Oberland an den
Bielersee.

Ein Spaziergang durch die Dörfer
und Rebberge am Bielersee

Von Ruth Wyseier





Es lohnt sich, den Spaziergang mit dem Aufsteig zum Pavillon zu beginnen.

Biel, Bienne - die kleine Weltstadt

Biel ist eine charmante Stadt. Ein bisschen vergammelt vielleicht, und seitdem die Uhrenindustrie geschrumpft ist, heisst sie auch nicht mehr Zukunftsstadt. Doch eine lebendige Kultur- und Beizenszene gibt es dort und einen «brain store», ein Unternehmen cleverer junger Leute, die davon leben, dass sie anderer Leute Probleme lösen. Und sie hat den See. «Geht man zum See hinaus, so freut man sich während der Schritte, die man macht, auf den Augenblick, wo man ihn zu sehen bekommt. Man stellt sich seinen Anblick wunderschön vor», beschrieb der in Biel aufgewachsene literarische Spaziergänger Robert Walser später den Ort seiner Jugend, die «ganz, ganz kleine Weltstadt», mit Wehmut und doppelbödigem Ironie.

Wer mit dem Zug nach Biel kommt, kann den Bahnhof durch den Hinterausgang verlassen und über den neuen Robert-Walser-Platz, mit dem Biel die Expo-Gäste empfangen hat, zum See spazieren. Den Uferweg, der vor einem Vierteljahrhundert in einer Volksabstimmung beschlossen wurde, sucht man dort allerdings vergeblich. Das erste kurze Wegstück aus der Stadt heraus fehlt bis heute. Da alle Ufergrundstücke überbaut sind, hätte man ihn nach Pfahlbauerart auf Stelzen und Stegen führen müssen, was einfach zu viel gekostet hätte. Am guten Willen des zuständigen Baudirektors kann es jedenfalls nicht gefehlt haben, heisst es doch, er habe in seiner Jugend als militanter Achtundsechziger bei den Protestpicknicks in den privaten Ufergärten eine nicht unwichtige Rolle gespielt.



Es lohnt sich, den Spaziergang - anstatt entlang der verkehrsreichen Strasse - mit dem Aufstieg zum Pavillon zu beginnen, der, wie Walser schrieb, einem kleinen griechischen Tempel gleicht und einen prima Ausblick über Stadt und See bietet.

Vingelz, Vigneules - der bedrohte Rebberg

Vom Pavillon gelangt man durch ein kurzes Waldstück nach Vingelz, zu den ersten Rebbergen. Aus Vingelzer Perspektive sind es allerdings die letzten im Ort, die noch nicht überbaut sind. Sie hatten einst dem Kloster St. Urban gehört. Mein Vorfahre Abraham Wyseier zog 1662 vom Berner Oberland an den Bielersee, rund hundert Jahre vor dem politischen Flüchtling Jean-Jacques Rousseau. Als zugewanderter «Hintersässe» wurde er in Vingelz Rebmann im Dienst der Bieler Familie Wildermeth. Hundert Jahre später, um das Jahr 1760, erhielten seine Nachkommen das Bürgerrecht, wieder einige Generationen später besaßen sie dann auch eigene Reben. «Der Vingelzer Rebberg ist vom Untergang bedroht», schrieb 1948, als mein Grossvater starb, der Twanner Maler Oskar Binz. «In den letzten Jahren musste der kranke, machtlose Vater Wyseier zusehen, wie Rebe um Rebe einging. Wird wohl die braune Erde einer neuen Flutwelle der mächtigen Stadt gänzlich weichen müssen? Die Gefahr ist gross.» Binz war ein in die Landschaft verliebter (Lebens-)Künstler. 1953 hat er an jedem der 365 Tage die St.-Peters-Insel gezeichnet. Auf jedem Bild machte er auch einen Kommentar zum Wetter und zu seiner eigenen Laune – zum Beispiel am 18. Juni: «So liederlich z Wätter, so liederlich das Bild.»

Der Name Vingelz, französisch Vigneules, geht zurück auf das lateinische Vineolas, kleiner Weinberg. 1799 hielten die französischen Besatzer eine Volkszählung ab. Im Ort gab es 16 Häuser, 49 Kinder und 26 Er-

wachsene. 13 waren von Beruf Rebleute, 4 Leinenweber, 2 Schifflleute, 1 Wirt, 1 Schneider, 1 Schuster und 1 Dienstmagd. Die meisten Familien hielten eine Kuh oder ein paar Ziegen. Hundert Jahre später, 1893, hatte sich die Bevölkerung knapp verdoppelt auf 142 Leute in zwanzig Häusern.

In dieser Zeit begann die Stadt sich auszudehnen, ihre Bevölkerung hatte sich durch den Zuzug von UhrenarbeiterInnen aus dem Jura («Aus der Fabrik hervorströmende und -brechende Arbeiter» sah Walser) in kurzer Zeit versechsfacht. Als Vingelz 1900 politisch und kirchlich eingemeindet wurde, standen ausserhalb des Dorfkerns keine Häuser, doch in den dreissiger Jahren war ein Teil des Rebbergs überbaut. Das rief weitsichtige Landschaftsfreunde auf den Plan. Dem Architekten und Regierungsrat Otto Bösiger und dem Vingelzer Hans Schöchlin, 1928 Olympiagoldgewinner im zweier mit Steuermann, hätten wir es zu verdanken, dass die Reblandschaft am Bielersee in ihrer Ursprünglichkeit weitgehend erhalten werden konnte, erzählte mir der Weinbauer und Chronist Otto Krebs. Die beiden gründeten den Verein Bielerseeschutz. Für Vingelz war es zu spät; doch die Rebzone am Nordufer von Tüscherz über Twann, Ligerz bis Schafis wurde 1937 als eine der ersten Landwirtschaftszonen unter Schutz gestellt.

5000 Jahre ist es her, dass Pfahlbauer das Seebecken besiedelten; ein Einbaum aus der La-Tène-Periode, den man 1874 nach der Absenkung des Seespiegels geborgen hat, liegt im Museum Schwab in Biel. Danach kamen die Kelten, die schon dorfähnliche Niederlassungen kannten, dann die Römer und schliesslich die

Germanen. Doch erst die letzten zwei, drei Generationen haben in dieser Landschaft durch Zersiedelung und Verkehrsbauten bleibende Zerstörungen angerichtet.

Tüscherz, Daucher - der Untergang des Neptun

Von Vingelz führt der Rebenweg vorerst durch den Wald, an einem riesigen Findling vorbei, den einst der Rhongletscher aus dem Mont-Blanc-Granit gebrochen und hier abgeladen hat. Ab Alfermée spaziert man dann mitten durch die Reben und kann, trifft man jemanden bei der Rebearbeit, ungeniert fragen, was es denn gerade zu tun gebe. Gut möglich, dass auf Polnisch oder Weissrussisch geantwortet wird, während bis vor kurzem fast in jedem Betrieb Fremdarbeiterehepaare aus Italien oder Spanien gearbeitet haben. Doch auch den Rebbauern und -bäuerinnen begegnet man, und mit etwas Glück könnte so eine Plauderei schliesslich in die rebbäuerliche Bibliothek führen: Mindestens eine gibt es in jedem Haus, in manchen sogar zwei; in der zweiten stehen Bücher, in der ersten die guten Jahrgänge und Spezialitäten.

Der Menschenschlag am Bielersee sei, heisst es, eine Mischung aus bernischer Beharrlichkeit und Leichtigkeit der Romands. Wie die sich unterscheiden, zeigt sich schon am alten Flächenmass, dem Mannwerk, das so viel umfasst, wie ein Mann an einem Tag zu hacken vermag. Im Bernbiet steht es für 4,5 Aren, im Neuenburgischen für 3,8.

Zwischen Tüscherz und Wingreis, wo der Hang flacher wird und der See breiter, lässt es sich, in Kenntnis der Lokalgeschichte, des Untergangs der «Neptun» im Sommer 1880 gedenken, der später im «Bieler Tagblatt» geschildert wurde: «Das von Westen herankommende Wetter war schneller als der kleine Dampfer. Da nun vom Berg herab die gefürchtete, «schwarze Bise» einzubrechen begann, die das Schiff von links her anpackte, entschloss sich «Steuermann» Zigerli, gegen die Wellen das linke Seeufer anzusteuern, und wendete gegen den Hafen von «Engelberg» zu. Als dann jedoch von Westen her eine gewaltige Sturzwelle nahte, (...) drehte er brüsk ab, um die Welle über das Heck hereinzubekommen. Doch das Schiff wurde um eine weitere Vierteldrehung herumgeworfen und von der andern Längsseite her getroffen und überrollt.» An Bord war eine Gesellschaft von siebzehn Personen; fünfzehn ertranken, nur zwei konnten sich retten. Einen Monat später wurde das Schiff bei Tüscherz aus einer Tiefe von 75 Metern wieder gehoben.

Twann, Douanne - mit provinzialischem Cachet

Das Unglück von Twann ist neueren Datums. Es dokumentiert die Frontalkollision zwischen Verkehr und Lebensraum in den Zeiten der Hochkonjunktur. Weil die Jurasüdfusslinie das mit Abstand günstigste Längsprofil und die wenigsten Steigungen aller West-Ost-Linien aufweist, wurden in den siebziger Jahren auf dem schmalen Landstreifen zwischen See und Dorf die Bahn auf Doppelspur erweitert und die Umfahrungs-



rasse gebaut. Das Dorf ist seitdem vom See abgeschnitten; die Bahntrasse trennte von den Seegrundstücken so viel ab, dass sie gerade noch als Bauplätze für Ferienhäuschen taugten.

Die unterlegenen Schutzorganisationen plädierten damals für den Bau einer «Corniche», die, wie jene bei Lausanne, alle Siedlungen bergwärts auf hohen Pfeilern umfahren und die Landschaft kaum weniger brutal zerschnitten hätte. Es musste in jedem Fall mindestens eine halbe Autobahn sein. Zu den schlimmsten Zeiten gab es auf den zwölf Kilometern zwischen Biel und Neuenstadt fast jeden Monat einen tödlichen Verkehrsunfall. Heute ist die breite Strasse mit Überholverbot und Radar gezähmt, Autos und Lastwagen zuckeln mit

sechzig dem See entlang.

In seinem Heimatbuch schwärmt Emil Saurer vom provenzalischen Einschlag der Twanner Dorfarchitektur. Und wirklich hat die alte Dorfgasse mit den engen Häuserzeilen viel Cachet und entschädigt die TwannerInnen ein wenig dafür, dass man ihnen nebst Strasse und Schiene auch noch das wohl hässlichste Bahnhofgebäude im ganzen Land vor die Nase gesetzt hat.

Die Herrschaft von Twann ging bereits 1487, vierzig Jahre vor der Reformation, an die Stadt Bern. Sieben Jahre später kauften sich die Twanner von der Leibeigenschaft los: «Die Stunde der Freiheit für die Twanner Rebbauern hatte geschlagen», schildert der Chronist Ernst Bieri: «Mit den Frondiensten, der Rechtungleichheit vor Gericht, dem Leibzins war es aus. Aus war es mit dem harten Recht des Herrn, seinem Leibeigenen bei dessen Tod das schönste Stück Vieh, das beste Gewand, das beste Bett wegnehmen, ihn nach Laune züchtigen zu können. Ausgelöscht war die absurde Verfügung der «ärgern Hand», wonach das Kind, das aus der Verbindung eines Freien mit einer Unfreien hervorging, ohne weiteres zur Unfreiheit verurteilt war.»

Das Landvolk kämpfte damals hart um seine Existenz, entsprechend feindselig war deshalb seine Haltung gegenüber den Klöstern mit ihrer Misswirtschaft und Prasserei. Die Cluniazensermönche auf der Petersinsel sollen gar völlig der Trunksucht erlegen gewesen sein. Die Regierung setzte schliesslich 1527 in jedem Kloster einen Vogt ein, der die Verwaltung übernahm. Mit der Reformation 1528 folgte dann die handstreichartige Enteignung des gesamten Klostergrundes (Ländereien, Gebäude, Kapital, Zins- und Herrschaftsrechte)

durch die Stadt und Republik Bern. Die Stadt verkaufte danach grosse Domänen an Patrizierfamilien und regierende Bürger von Bern. Der Zehnte floss nun dem Staatsschatz zu. Die ortsansässigen Rebleute bewirtschafteten die Reben als Halbreben, das heisst, sie konnten die Hälfte des Ertrags behalten.

Wo heute in Bern das Bundeshaus Ost steht, wurde damals der Zehntwein eingelagert, später dann im heutigen Kornhauskeller. Wein war während Jahrhunderten nicht nur das allgemeine Volksgetränk, sondern auch Zahlungsmittel. Die Amtsleute – Pfarrer, Lehrer, Gerichtsweibel, Geistliche, Schulmeister und Lehrgotten, Hebammen und Stadtarbeiter – erhielten Pensions- oder Lohnwein. Der Weinverbrauch in Bernischen Landen war entsprechend hoch, der Weinhandel volkswirtschaftlich von grosser Bedeutung. Nach der Eroberung der Waadt 1536 bezog der Staat Bern auch aus dem Waadtland Zehnt- und Zinswein.

Die alte Dorfgasse
entschädigt für
das hässlichste
Bahnhofsgebäude
des Landes

Schernelz, Cerniaux - der Richter und sein Henker

Von Twann aus nehmen wir nicht den romantischen alten Pilgerweg zur Ligerzer Kirche, sondern den Rebenweg über die Twannbachschlucht nach Schernelz hinauf. Es gibt am Bielersee wohl kaum einen idyllischeren Flecken als die Festi, den Standort einer ehemaligen Burg westlich des Weilers ob Ligerz. Der erste Sommer, den Friedrich Dürrenmatt dort über den Reben und der St.-Peters-Insel verbrachte, war aber alles andere als idyllisch: Mit seiner Ehefrau Lotti und dem ersten Kind wohnte er bei seiner Schwiegermutter, er war gesundheitlich angeschlagen, sie hatten kein Geld. Es habe damals keinen Verleger gegeben, den er nicht angerufen habe, um ihm ein (nicht existierendes) Manuskript anzubieten; und als er endlich mit 500 Franken Vorschuss nach Hause kam, habe seine Frau geglaubt, er hätte das Geld gestohlen, erinnerte sich Dürrenmatt später. Ausserdem regnete es ununterbrochen. Jener Sommer sei eine Einübung in die Sintflut gewesen, der Wein gotteslästerlich ausgefallen: «Das Gesöff hat einen aus den Schuhen gehauen», schrieb er. In Schernelz verfasste Dürrenmatt 1950 - 52 zwei Fortsetzungsromane für den «Beobachter»: «Der Richter und sein Henker», der in der Gegend handelt und durchaus auch als Wanderführer zu empfehlen ist, und «Der Verdacht». Doch auch ohne Widrigkeiten hätte sich Dürrenmatt kaum so von der Landschaft verführen und zu verklärenden Träumereien hinreissen lassen wie der «einsame Spaziergänger» Jean-Jacques Rousseau zweihundert Jahre früher bei seinem Inselaufenthalt. Dürrenmatt



habe jeder Ordnung misstraut; insbesondere dem Idyll, dieser bildlichen Feier der Ordnung im Kleinen und Einfachen, schrieb Peter Rüedi 1985 in einem Nachwort zu «Der Richter und sein Henker». Die Fallhöhe zwischen der Ordnung und dem unter ihr brodelnden Untergrund, dem Grotesken, dem Chaotischen habe Dürrenmatt interessiert. Wie sagte doch gleich Walser? «Das Chaos beginnt und die Ordnungen verschwinden.»

Bevor wir die Festi verlassen, empfiehlt sich ein Besuch im dortigen winzig kleinen Wohnzimmer-Museum, das Pia Andri ihren Eltern, dem Maler Fernand Giauque und der Textilkünstlerin Elsi Giauque, eingerichtet hat.



Ligerz, Gléresse - dreiste Traubendiebe

Von Schernelz führt der Spaziergang nach Ligerz hinunter, vorbei an der hübschen Kirche mitten im Rebberg, in der heutzutage eifriger geheiratet als gebetet wird. Man stellt sich vor, dass ein besonderer Wein wächst in den Kirchreben um den Friedhof herum, so nah bei den Toten, die ihr Leben lang in diesen Reben gearbeitet haben.

Die Rebe blüht um den zwanzigsten Juni, hundert Tage später sind die Trauben reif. Sie lässt sich gern an süd- bis südwestlich ausgerichteten Hängen besonnen, weil sie dort bis zu einem Viertel mehr Sonnenenergie ein-

fängt als in der Ebene (und ein vielfaches mehr als an einem Nordhang). Auch der See trägt seinen Teil zur Traubenqualität bei, gibt im Frühling und Herbst Wärme an die Umwelt ab und spiegelt die Sonne. Reben am Hang geben den besten Wein und sind deshalb begehrt, obwohl sie mehr Handarbeit bedeuten, weil man in ihnen kaum maschinell arbeiten kann.

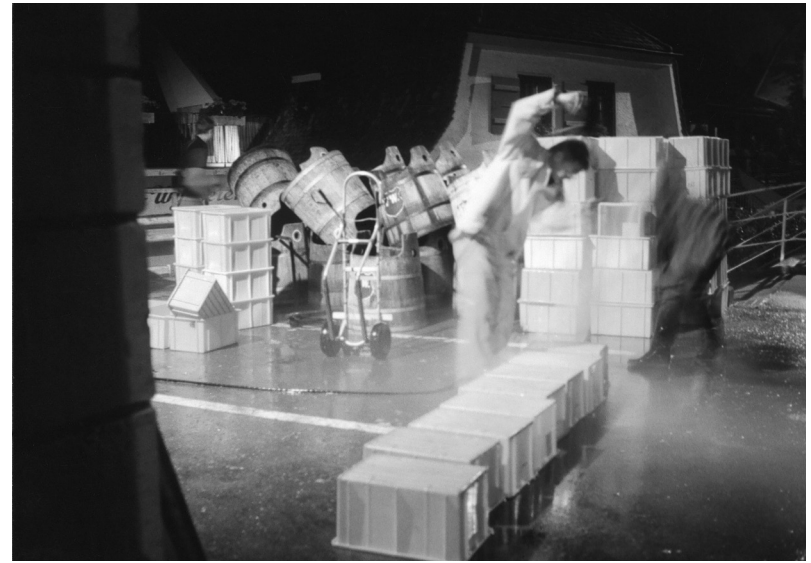
Erstaunlich ist, wie viele Leute auf ihrem Herbstspaziergang Trauben stehlen. Manchmal bedient sich eine ganze Schulklasse in unseren Reben, der Lehrer voran, ganz unverfroren. Es scheint sie nicht zu stören, dass ich ihnen zuschaue, mit bösem Blick, – und daran denke, wie früher mit Traubendieben verfahren wurde: Da durfte der Bannwart, der die Trauben bewachte, den Frevler sogar töten, ohne dass er deswegen Ehre und Freiheit verlor.

Der Ligerzer und Twanner Rebberg ist in viele Klein- und Kleinstgrundstücke aufgeteilt, weil es bei Erbteilungen häufig mehrere Kinder zu berücksichtigen gab. Hosenträgerparzellen nennt man die schmalsten, die manchmal nur gerade drei Reihen breit sind. Da diese Zerstückelung einen grossen Arbeitsaufwand verursacht, hat man sich zu einer Güterzusammenlegung durchgerungen. Die Reben wurden, nachdem Pflanzen- und Bodenqualität genauestens untersucht worden ist, neu aufgeteilt, damit jede Familie weniger, dafür grössere Parzellen bewirtschaften kann. Ein aufwendige und teure Prozedur, ein Seilziehen zwischen Landschaftsschutz und Wirtschaftlichkeit, und für die einen oder andern ein nicht einfacher Schritt, weil sie sich ausgerechnet von ihrer liebsten und besten Rebe trennen mussten. Trotzdem stimmten die Grundbe-

sitzerInnen der Melioration sehr deutlich zu. Die Zukunftsangst, die sich vor zwanzig Jahren, als die Weinimportschranken fielen, bei manchen Versammlungen etwa in der Drohung äusserte: «Wenn wir nicht mehr vom Weinbau leben können, zonen wir die Hänge als Bauland ein», ist einer Aufbruchstimmung der nächsten Generation gewichen.

Das Umweltbewusstsein ist gewachsen, längst ist die Rebe keine Monokultur mehr. Es kreucht und fleucht darin: Wir teilen sie mit nützlichen Raubmilben, Marienkäfern und Ohrenzwickern, Mäusen und Eidechsen, Schmetterlingen, Heuschrecken, Füchsen, Mardern, Blindschleichen und – nicht zu meiner Begeisterung – Vipern. Zudem wirken sich die häufigeren Wetterextreme unmittelbar auf den Weinbau aus: Wenn der Sommer zu trocken ist, leiden die jungen Reben, wenn es immer öfter hagelt, ersetzt die Versicherung zwar den Schaden, nicht aber die ruinierten Trauben, und wenn es im Herbst zu lange regnet, wird aus einem Spitzenjahrgang Mittelmass.

Die Reben gehören den Weinbauernfamilien, doch die Landschaft, die sie prägen, ist ein Kulturgut und gehört allen. Darüber muss man sich von Zeit zu Zeit verständigen. Das letzte Mal geschah dies, scheint mir rückblickend, 2000 mit dem Landartprojekt Viniterra, das, unterstützt durch die gesamte Bevölkerung, eine magische Osternacht lang die alten Bruchsteinmäuerchen mit zehntausenden Kerzen beleuchtete. Im August 2010, zum zehnjährigen Jubiläum, wird der Pakt mit Viniterra 2 erneuert, einer Klang-Landschaft entlang des Rebenwegs.



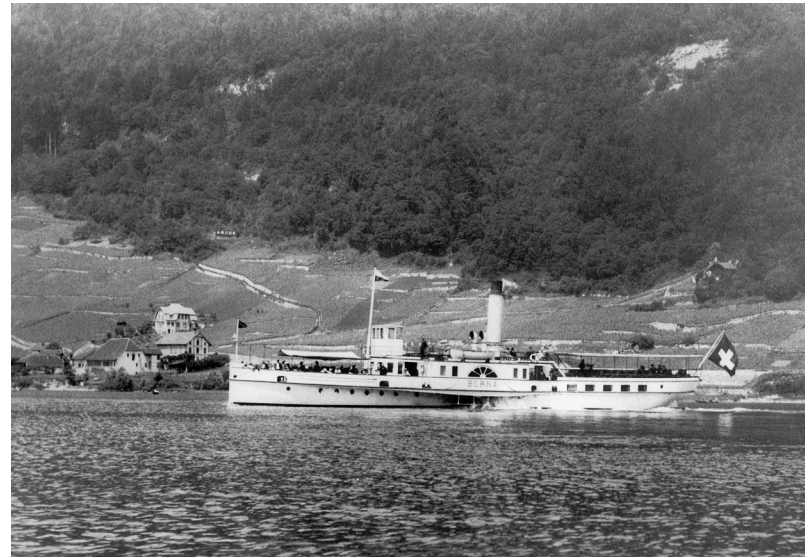
St.-Peters-Insel, Ile St.-Pierre Rousseaus Asyl

Von Ligerz fahren wir mit dem Schiff auf die Insel. Als Rousseau 1765 dort im Exil war, liess er sich oft in einem Ruderboot auf dem See treiben, träumte, flanierte und botanisierte, half ein Weilchen bei der Apfel- und vielleicht auch der Traubenernte, setzte zum Spass auf der «Chüngeli-Insel» Kaninchen aus und entwarf im Auftrag der dortigen Freiheitskämpfer eine Verfassung für die Insel Korsika. Ihm schwebte eine ausschliesslich auf Landwirtschaft und Gütertausch basierende

Gesellschaft vor. Rousseaus Korsikaprojekt sei «ein Traum, in welchem der immer mehr auf Warenproduktion, Handel und die Akkumulation von Privateigentum sich ausrichtenden bürgerlichen Gesellschaft in Europa die Rückkehr in unschuldigere Zeiten verheissen wird», schrieb der Schriftsteller W.G. Sebald in seinem 1998 veröffentlichten Essay über Rousseau.

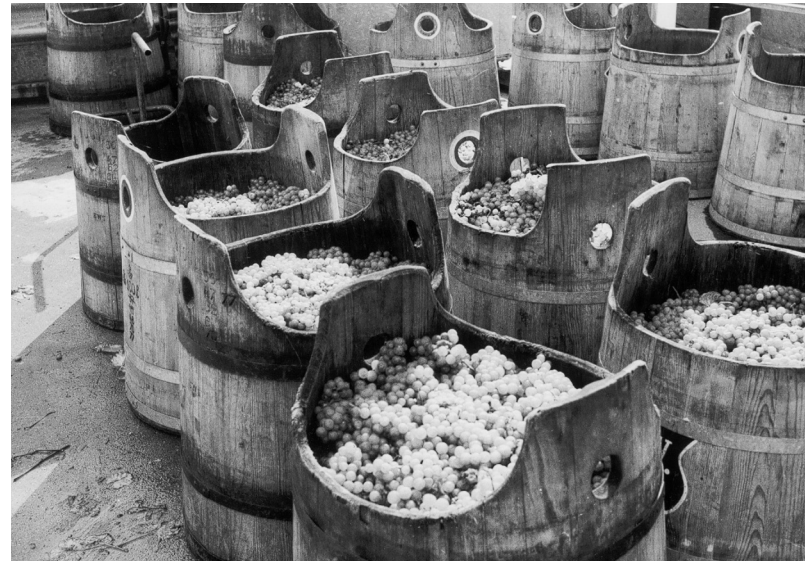
Rousseau, ein scharfer Kritiker der städtischen Zivilisation und der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Strukturen seiner Zeit, war der Obrigkeit verhasst, aber in den städtischen Salons, in denen er verkehrte hatte, sehr populär. Als politisch Verfolgter formulierte er seine rückwärtsgewandte Utopie, die er in Korsika verwirklicht sehen wollte. Doch sei er gespalten gewesen zwischen seiner Sehnsucht und seinem rationalen Lebenskalkül: Obschon ihm nach seiner Ausweisung durch die Berner Obrigkeit «nichts so Not gewesen ist wie ein sicheres Asyl», schreibt Sebald, konnte er sich nicht dazu durchringen, nach Korsika zu reisen, weil er fürchtete, es würde ihn dort ein allzu primitives Leben erwarten.

Im Französischunterricht haben wir Rousseau von vorn bis hinten gelesen. Als achtzehnjährige Feministin kritisierte ich ihn als philosophisch verbrämten Egoisten, der die Kinder, die er mit seiner Thérèse zeugte, eins ums andere vor der Kirchentür aussetzte. Als Rebbäuerin erinnert mich seine Idealisierung des einfachen Lebens heute an einen Naturschützer, für den Modernisierung und Mechanisierung im Rebbau des Teufels ist, dem jedoch anstrengende körperliche Arbeit so fern liegt wie Rousseau die Reise nach Korsika. Doch Hand aufs Herz: Ohne Rousseau und ohne Schutzorganisati-

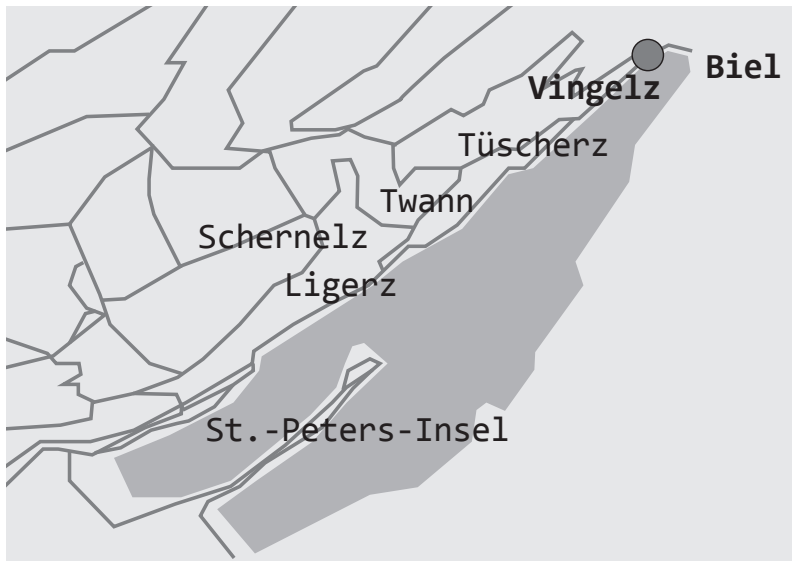


Ohne Rousseau und
ohne Schutzorganisationen
gäbe es wohl keinen Rebbeg
mehr am Bielersee.

onen gäbe es wohl keinen Rebberg mehr am Bielersee. «Mir aber war es in dem Rousseauzimmer», schrieb Sebald, als er 1995 die Insel besuchte, «als sei ich zurückversetzt in die vergangene Zeit, eine Illusion, auf die ich umso leichter mich einlassen konnte, als auf der Insel dieselbe, von keinem noch so fernen Motorgeräusch gestörte Stille herrschte wie überall auf der Welt vor hundert oder zweihundert Jahren. Besonders gegen Abend, wenn die Tagesausflügler wieder heimgekehrt waren, tauchte die Insel ein in eine Ruhe, wie es sie sonst im Umkreis unserer Zivilisation fast nirgends mehr gibt und in der nichts mehr sich rührte ausser vielleicht die Blätter der mächtigen Pappeln in den Brisen, die manchmal entlangstrichen am See.»



Früher durfte der
Bannwart sogar
Traubendiebe töten,
ohne dass er Ehre
und Freiheit verlor



Plan

Spaziergang durch die Dörfer und Rebberge
am Bielersee

● **Räblus Weinbau**

Ruth Wyseier und Werner Swiss Schweizer
Neuenburgstrasse 90, CH-2505 Biel-Vingelz
info@raeblus-weine.ch, www.raeblus-weine.ch

Impressum

Publikation: Die Bibliothek der guten Jahrgänge
Erstveröffentlichung: in der WochenZeitung WOZ.
Text und Idee: Ruth Wyseier
Fotos: Werner Swiss Schweizer
Layout: DEsign DEsire Suzanne Castelberg
Druck: Witschidruck Nidau 2010